

Dezentralisation der Schule?

Autor(en): **Förderer, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **52 (1965)**

Heft 9: **Schulen**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

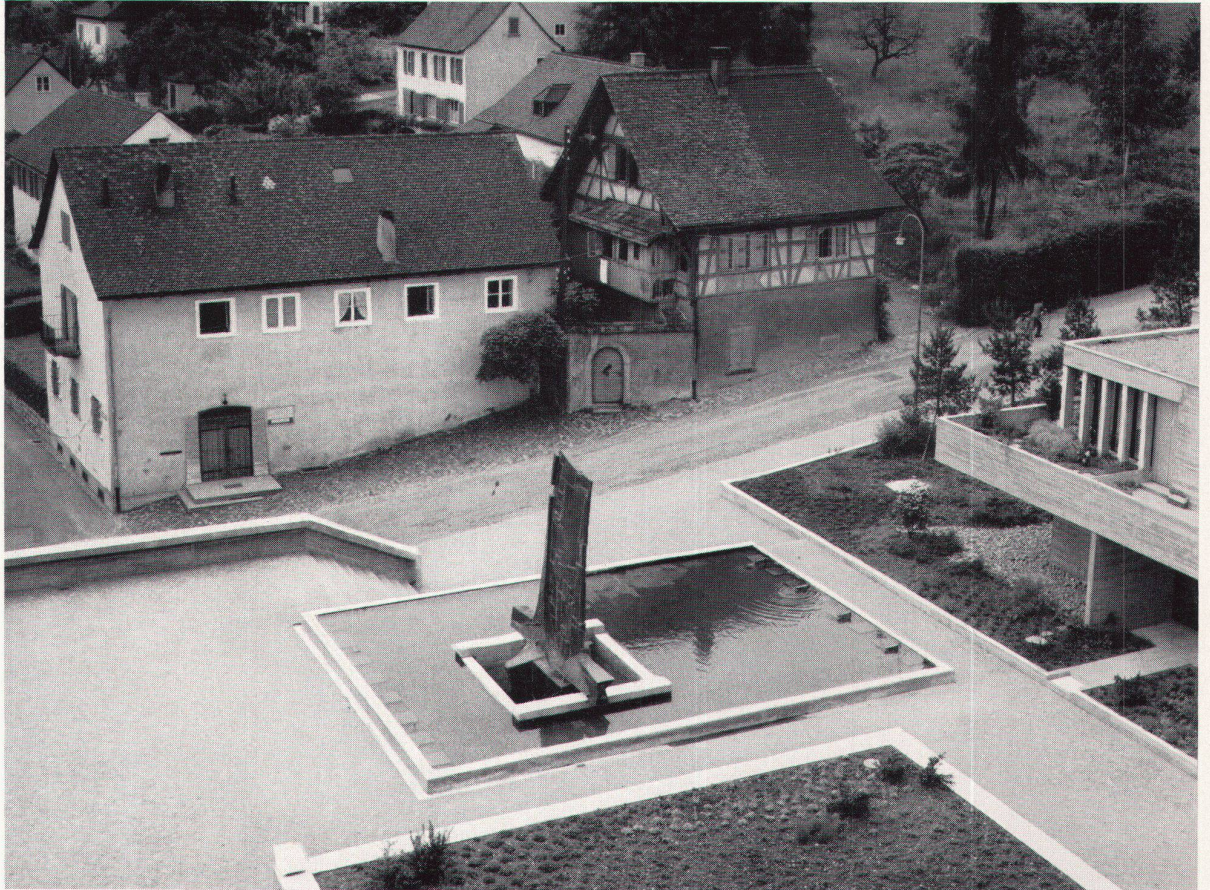
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-40501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



1

Ein Gespräch mit Architekt Walter Förderer

Redaktor WERK: Eine Bemerkung aus Ihrem Artikel «Kirchen von morgen» (WERK 1/1965, Seite 34) ließ mir keine Ruhe: Sie fragten, ob dereinst wohl Kirche und Schule die letzten Einzelbauwerke in unseren integrierten Städten sein werden. Wollen Sie wohl dazu noch etwas ausführen?

Förderer: Während Jahrzehnten hat der Schulhausbau die Schweizer Architektur weitergebracht: dieses gilt für die Entwicklung auf der architektonischen Ebene und vollzog sich notwendig bis zu einem gewissen Grade auf Kosten der Entwicklung des pädagogischen Schulhausbaus. Heute beobachten wir eine gewisse Spaltung: auf der einen Seite wird der Weg der großen, repräsentativen Schulpaläste fortgesetzt, auf der anderen Seite ertönt der Ruf nach Vereinfachung und nach Vorfabrikation. In den rasch aufstrebenden Quartieren, wo oft kurzfristig mehr Schulraum zur Verfügung gestellt werden muß, öffnet sich der Ausweg auf das Fertigschulhaus. Da besteht nun die Gefahr falscher Leitbilder und falscher Beeinflussung der hier erzogenen Jugend: nicht nur bildet das Fertigschulhaus kein Stimulans für die ästhetische Erziehung, für die Erzeugung hoher Ansprüche der künftigen Generation auf ihr «Environment»; es ergibt sich auch aus dieser Handlungsweise der Behörden das falsche Vorbild für den Privaten: die vorfabrizierte Klasseneinheit würde analog dem Fertighaus gesehen, diesem für die städtebauliche Entwicklung gefährlichen Zweig der Vorfabrikation.

RW: Und wo sähen Sie die Möglichkeit, daß das Schulhaus weiterhin Anreger des Baugeschehens sein könnte?

F: Der künftige Schulbau (ich sage nicht mehr: Schulhausbau) könnte auf einen künftigen Städtebau hinleiten: beispielsweise mit Motiven des Terrassenbaus, auch für die Ebene,

1

Einfahrt zur neuen Gewerbeschule in Schaffhausen mit Bronzeplastik von Erwin Rehmann (siehe Artikel Seiten 326 und 327)
Accès à l'école professionnelle de Schaffhouse avec sculpture d'Erwin Rehmann
Schaffhausen Arts and Crafts School, entrance and sculpture by Erwin Rehmann

Motiven der Auflösung der Häuserblöcke – aber nicht in der Richtung des landverschleißenden Pavillonbaus, sondern vielmehr im Sinne einer Integration von wirklich brauchbaren Freiflächen in den Baukörper. Das Experiment mit dem Terrassenbau oder, besser, mit hofartiger und terrassenartiger Konzeption integrierter Bauvolumina und Freiräume wäre gleichzeitig ein ausgesprochen schweizerischer Beitrag an die Bauentwicklung, hervorgegangen aus dem Terrassenhaus am Hang.

RW: Mit diesem Beispiel zielen Sie aber lediglich auf eine neue Bauform, nicht eine neue Konzeption des Schulbaues.

F: Wenn ich Integration sage, so meine ich eine Integration der Nutzung. In unseren Schulhäusern stehen große Räume die meiste Zeit leer. Wie selten benützt man doch die Aula! Das ganze Schulhaus bildet nach Feierabend zu oft noch eine dunkle Zone, ein Loch in der Stadt: Sinnbild der Introvertiertheit, um nicht zu sagen Isolation unserer Schule. Und noch zu oft werden Freizeitzentren, Jugendhäuser, Sportanlagen usw. abseits der Schule errichtet.

RW: Sie erneuern also das Postulat der «offenen Schule»?

F: Ja, aber ich gehe noch darüber hinaus. Was ich anstrebe, ist eine Erneuerung des Schulbaues in Zusammenhang mit dem Siedlungsbau, gleichzeitig eine Dezentralisierung der Schule. Die Konzeption der Schule als «Schulzentrum» neben einem «Einkaufszentrum» und einem «Freizeitzentrum» (merken Sie die Paradoxie dieser Bezeichnungen?) müßte verlassen werden zugunsten einer wirklichen Durchdringung der Nutzungen und der Räume. Die Freiräume der Schule, die nur während weniger Minuten voll benutzt werden, sollten so angelegt sein, daß sie der Allgemeinheit dienen. Oft müssen die Kinder vor dem verschlossenen Schulgatter auf der Straße spielen. Auch die Schulräume müßten vermehrt dem Freizeitbetrieb geöffnet werden, vor allem die Handwerksklassen. Ich meine, daß auch Wohnungen, vielleicht Läden und vor allem kleingewerbliche Werkstätten in den Schulkomplex integriert werden sollen – oder besser gesagt: daß die Schulräume in Überbauungen mit Wohnungen und Kleingewerbe dezentralisiert eingefügt werden.

RW: Schaffen Sie damit nicht ungeahnte Probleme? Ich denke jetzt nur an die Störung und Ablenkung der Schüler.

F: Ich bin gar nicht so sicher, daß absolute Stille zum Lernen unbedingt nötig ist; sie herrscht ja in der Abgeschlossenheit der heutigen Schule auch nur bedingt. Die Seminarien der Universität Basel sind über die ganze Stadt verstreut und teilweise in Wohn- und Geschäftshäusern untergebracht; – wird dort nicht konzentriert gearbeitet? A propos Abgeschlossenheit: dem heutigen Schulghetto entspricht eben auch das Wohnviertel, das Altersghetto. Diese Aufsplitterung in Nutzungen charakterisiert die heutige Stadt. Was ich aber anstrebe, ist eine neue Verflechtung der Nutzungen und Gehalte. Dabei müßten die neuen Gegebenheiten: freier Samstag, verkürzte Arbeitszeit, berücksichtigt werden. Heute werden Wohnungsgrundrisse ohne jeden pädagogischen Wert subventioniert, weshalb es dann wieder nötig wird, zusätzlich Freizeitzentren zu schaffen. Die Zersplitterung der Nutzungen bedeutet jeweils auch eine Zersplitterung der Aufenthaltsorte der Familienglieder. Wir haben Personalmangel; aber die jungen Ehefrauen, die gerne etwas zuverdienen würden, sitzen beschäftigungslos in ihren Kleinwohnungen. Läge die Schule nahe, würden sie sich an Aufsicht, Wartung und Küche beteiligen; auch die Sorge für die Einrichtungen der Handwerksklassen könnte von einem Mann aus dem Quartier übernommen werden.

RW: Das tönt alles recht schön, aber braucht es nicht eine ungeheuer komplizierte Organisation?

F: Es stellt sich allerdings das Problem der Verantwortlichkeit: aber sie gerade möchte ich dezentralisieren. Die Kompetenz zur Organisation dieser Verflechtung könnte nicht bei einer Zentralstelle liegen, sondern allein draußen bei den Schulen. Vielleicht müßte auch an der heute allmächtigen Figur des Abwartes gerüttelt werden, der das Schulhaus nach Feierabend absperrt. Mit der engeren Einordnung der Schule in die Wohngebiete könnte die Anonymität heutigen Schulbetriebs überwunden werden und damit das Desinteresse der Allgemeinheit an ihr. Dann gäbe es auch wieder Leute, die über die eigentliche Arbeitszeit hinaus eine Verantwortung übernehmen würden. Ein Handwerksmeister, die Mitglieder eines Sportklubs oder einige passionierte Bastler könnten sich in die Verantwortung teilen. Das Experiment der «künstlichen Familiengruppe», wie es von manchen Pädagogen praktiziert wird, würde so erweitert von der Schule in das Leben des Quartiers hinaus. Auch die heute notwendig scheinende zentrale disziplinarische Leitung könnte abgebaut werden dank der Aufsicht, die das Interesse des Quartiers an der Schule mit sich brächte. Aber Sie haben recht! Zweifellos ist der Formalismus der Verwaltung ebenso hartnäckig wie der architektonische.

RW: Damit sind wir wieder beim Schulhausbau im engeren Sinne. Wie würden Sie jetzt zur Verwirklichung Ihrer Gedanken vorgehen?

F: Zunächst müßte die Einsicht verbreitet werden, daß die Pädagogik kein Problem «an sich» ist, sondern wie allemenschlichen Belange in den sozialen Rahmen gestellt gehört. Natürlich ist es bequemer, auf schulmäßigen Grundsätzen allein ein Schulhausprogramm aufzuschreiben – oder abzuschreiben, ohne weitere Aspekte zu berücksichtigen. Daher mag es ja auch kommen, daß für die Ortsplanung ein Ideenwettbewerb und, getrennt davon, für das Schulhaus ein separater Projektwettbewerb ausgeschrieben wird. Die Selektionierung, welche die spätere Integration verhindert, passiert schon hier. Für die Schule – wie für die Kirche – wird eine Fläche brach gelassen, die dann im gegebenen Moment zum Bauplatz wird. Dort entsteht dann nach bewährten Gesichtspunkten das Schulhaus, das beim Wachstum des Quartiers bald einmal zu klein wird und auf dessen – seinerzeit im «notwendigen» Ausmaß konzipierten – Freiflächen dann die Barackenklassen stehen. Später aber, wenn das Quartier überaltert ist, müssen die Kinder von weit her in diesen Schulpalast pilgern, soll er nicht leer stehen. Kleinere Klassenkomplexe, in die Wohnquartiere eingestreut, könnten leichter erweitert und umgekehrt leichter einer anderen Nutzung zugeführt werden.

Schulzentren, wie auch Freizeitzentren, Kulturzentren und kirchliche Zentren, sind heute Gebilde von künstlicher Natürlichkeit, die zu noch höherer Perfektion zu treiben kein Anliegen sinnvoller Entwicklung ist. Die Dezentralisation der Schule, folgerichtig aus den Gegebenheiten entwickelt, würde demgegenüber die diversen Formalismen überwinden und zur gesunden Entfaltung von wirklichem Leben auch in den kommenden Neubauquartieren beitragen.